

SIEGERLIEDER

Nr. 16

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Die Hochzeit.

Eine Bauerngeschichte von Ludwig Thoma.

(Fortsetzung.)

„Siebt zahl' u ma, Kellnerin!“
Kathi schleifte wieder langsam an den Tisch heran, öffnete ihre Geldtasche und

„Und zwöa Zigarr'u kost mir bringa,“ sagte Feichtl.

„Und zwöa Zigarr'n san zwölfi, san sechssechzig Pfenning,“ sagte Kathi und schimpfte heftig auf.

Pfennige zurück und wühlste dann lange in ihrer Geldtasche herum, ohne die vier Pfennige finden zu können. Endlich hatte sie dieselben und schob sie



Feierabend. Nach dem Gemälde von B. Genzmer.

fragt das Rechnen an. „Also, was habt's g'habt? Zwöa Boreissen, san zwanzgi, und vier Brot, san zwöadreißgi, und zwöa Halbi Bier, san zwözwanzgig, san vierzig Pfenning.“

„Zahlst das derweil Du?“ fragte Feichtl.

„Ja, zahl'n thua i,“ antwortete Emerenz und holte aus ihrem Korb den Geldbeutel hervor. Sie legte eine Mark hin. Kathi gab zunächst dreißig

zögernd auf den Tisch. Emerenz nahm auch diese und beachtete nicht die verächtliche Miene der Kellnerin. Sie erhob sich und ging hart hinter Feichtl durch die Gaststube. An der Schenke ließ sich ihr

Begleiter die zwei Zigaretten geben, welche Kathi aus der billigsten Kiste entnahm, und dann verließen die beiden das Haus.

Der Wirth stellte sich an das Fenster und sah ihnen nach. „Du Sepp,” wandte er sich an den Metzgerburschen, welcher bei den Viehhändlern Platz genommen hatte, „laß mal anzt und schaue, wo de Zwoa hingangan. I traue mir z'wetten, daß da Feichtl am Schmied macht. A'g'logen hat er mi, des hon i g'nau kennt.“

Biertes Kapitel.

Der Reichl, seine Bäuerin und Andrä hatten sich auf die Botschaft des Wetzlinger Schäfers hin in der Stube versammelt. Die zwei Alten saßen auf der mit Leder gepolsterten Bank vor dem Tisch; Andrä hatte sich auf seinem Stammplatz hinter den Ofen gemacht.

„D' Hauptach is', daß wir a G'wissheit hammi, daß sie frizehtausad March hat. An Feichtl alsoa glaab i's net,” sagte der Reichsbauer.

„Sie mußt des Geld answeisen; anders mog i net,” erwiderte Andrä.

Auch die Bäuerin mischte sich in dieses wichtige Gespräch. „Wann sie a Schwester is von da Schneiderbäuerin z'Wetzling, nacha is scho a Vermögen do; abo is hab's ganz recht, mit münnchen's g'nau wissen.“

Man hörte kräftige Tritte im Hause, die Thüre ging auf, und herein trat Feichtl, hinter ihm mit gesenktem Kopf Emerentia Salvermoser. „Gelob' sei Jesus Christus!“ sagte Feichtl. „In aller Ewigkeit Amen!“ antworteten die zwei Alten, während Andrä einige unverständliche Laute vor sich hin brummte.

Es trat eine Pause ein. Feichtl stellte seinen Stelen an die Wand, und Emerenz schielte aus ihrem Kopftuch herans nach dem Ofen hinüber.

„Seg's Gott a wengl her,“ sagte der alte Reichl, „kenn' s hemmt scho vo Wetzling.“

„Ja,“ antwortete Feichtl und schob der Emerenz einen Stuhl hin, während er selbst Platz nahm.

„Wie lang habt's denn braucht zu'n Umgehn?“ fragte der Reichsbauer wieder.

„Schätz anderthalbi Stund,“ logte Feichtl.

„Anderthalbi Stund? Des braucht ma icho. Du seid's it schlecht gange.“

„Wie ham scho guat anstreben müffen, gerons bei dem schlechten Weg.“

Die Unterhaltung kam wieder in's Stöcken. Emerenz rückte an ihrem Kopftuch und strich mit der Hand den Schutz glatt. Die Reichsbäuerin beschrieb sie genau, und auch Andrä blinzerte von der Opebank herüber.

„Sez is auf oamal aper worn,“ sagte Feichtl, „daß des Stützweigen nicht pösse.“

„Ja, auf oamal,“ gab der Reichl zurück, „da Bergbauw mit 'n Schatz auf.“

„Segt gleich's doch mit 'n Daunga?“

„Ja, moring janga m'r o.“

„Des is grad' de recht Zeit; de G'stier is weg, und d'Schneebauwa arbet an Boden auf.“

„Du Sepp schaf i moring auf d' Herzelboden auf, und i jehn socht zu'n Geislingerbaudi,“ ließ sich jetzt Andrä vernehmen.

„Des nimmt denn für Hoff?“ fragte der Vater.

„I kann de zwea Brüder ei, da Sepp kriegt en Hof und muss au Objen dequa nehmen. Da füdd' muss ja an alle Tag fech.“

„Des is a Streng, duß albot was seit.“

„Da kann nicht soon Überlt auf'n Stall. Der Staub' kann g'red, was er mög.“

„Des is überhaupt a schlechter Rößlein,“ formte der Reichl, „i ha eahn zwig' hängt de bei' Hof, wie's a in's holz anzi g'schaun is. Der is ja net emal s'jahren. Da Haubgauw springt egen aktuell in's G'spurr und reicht den andern mit. I ha mi gift bei' Bauchhang'n.“

„So, mög's denn nit z'effer?“ fragte jetzt die Reichsbäuerin, welche offensichtlich empfand. „Mi han zu a G'schäf.“

Emerenz läßt hier zum ersten Mal den Mund auf. „Si mög damm's gar nit,“ sagte sie.

Die Reichlin ließ sich von ihrem freundlichen Vorhaben nicht abringen. „A paar Nudeln mög's allaweil,“ meinte sie und ging zur Thür.

„A wengl a G'schätz, berfst ins scho mitbringe, Bäuerin,“ rief ihr der Schäfer nach, „sie mög scho was, sie thuat grad a so.“

Die Bäuerin ging hinaus und kam nach kurzer Zeit mit gefüllten Tellern zurück. Die Nudeln waren schmackhaft gerathen, und das selbst gerührte Schweinesleisch bot einen lieblichen Anblick. Feichtl zog hinten aus der Tasche sein Messer hervor und schnitt sich ein ansehnliches Stück ab. Schmausend und mit den vollen Backen fassend, sprach er seine rücksichtlose Anerkennung aus. „Is it schlecht; g'rod recht is. Wie lang hast d'as in da Sur g'habt?“

„In da Sur hon i's zwea Woche g'hatt und drei Woche in Raufang,“ erwiderte die Reichlin.

„Kranewitt jan dabei, und a Knobla,“ erklärte Feichtl befriedigt und sabelte sich einen neuen Flanken ab. Auch Emerenz ließ sich auf mehreres Breden erweichen und schob in regelmäßigen Zwischenräumen bald ein Stück Nudel, bald etwas von dem Schweinesleisch in den Mund.

„Sie is Guf it bekannt?“ fragte Feichtl und dentete mit dem Messer auf Emerenz.

„Na, mi hammi ins no nia g'sehg'n,“ sagte die Reichlin; „wie lang bist denn scho z'Wetzling?“ wandte sie sich an die Salvermoserin.

„An acht Woche wer i drent sei,“ antwortete Emerenz.

„Do glaab i's scho, daß i Di no nia g'sehg'n ho. I bi sitter an lebt'n Kärtä nimma auf Wetzling immi kommen. Du bist a Schwester von da Schneiderbäuerin, gel?“

„Ja, mi jan Schwestern.“

„D'Schneiderbäuerin kenn i scho. Sie hat amol a Mitteldrin eig'stellt, de zerscht bei'n ins war. Do hat's epp's geben, und do san mi z'sammekenna, i und d'Schneiderbäuerin. Enzi hat's g'hoassen, de Dirn.“

„D'Enzi? De is jufs Lia'mieß aus'n Deaufst.“

„So? Hot sie's bei da Schneiderbäuerin aa net länger ausg'halten? Bei mir is sie mitten unter'n Fohr davo. Au Winta hon i's eig'stellt; do is sie ganz lebfrisch g'wen, voreins wam's a Mannsbild g'sehg'n hot; abo'r in Summa, wi d'Henarndt o'gangen is, da hot's alle Woche an anderne Kranket g'hot. Sie is jo viel blutarm, hat's g'sagt, und de Bonetuloseit fo's it a so vatrag'n, sagt's; weil sie amol in da Stodt drin deant hat, hat's g'sagt. Und nacha is sie mitten bei der Arndt vierzehn Tög a's Krankenhauß auf Dachau eini. Des sell is mi abo do scho z'draum worn. Du Mäderlichs Weißbühl, hon i g'sagt; wos moanst denn Du? sag i; an ganzen Winta hätt' si ins brav her'fressen, hon i g'sagt, und an Summa that'st Di ins Bett legen? Wacum bißt denn it frank, sag' i, hal a Mannsbild um an Weg is'. Du Loas, hon i g'sagt. Nacha hat sie mir s'Maul o'g'hängt und sagt, sie brancht si it a so herstellen lass'n, sie laßt si durchaus gar nix g'soll'n und sie geht. Geh zua, hon i g'sagt, is grad' guat, balst drauß'd bist, Du schelchangel's Weißbühl.“

Die Unterhaltung war bei diesem beladenen Gespräch ordentlich in Finn gekommen, und Feichtl fand gute Gelegenheit, während dessen mit dem Gejedichten anzuräumen. Erst als er fertig war, hielt er es für geboten, die Anwesenden wieder auf das eigentliche Ziel hinzuführen. Er reinigte sein Messer an einem Stück Brot, steckte es in die Scheide und fuhr sich dann mit der Hand einige Male über die jetzt gewordenen Lippen. „Reichl,“ fragte er dann, „bist Du no nia z'Gielriad g'wen?“

„Z'Gielriad? Ja, do bin i a drei- a viermal g'wen. I hon amol an Heiz'en kaast drent.“

„Hof an Geitner it kenn? Sei Hof is do g'wen, glei wenn we't ins Dorf eini kummt, rechts vo da Simmer. A großer Hof.“

„Hof an Geitner höfft ma's? Freili hon i den Hof kenn. Do hab je i den Heiz'en kaast. Bot ou oft a zehn Soht is des g'wen.“

„Des tript ii guat auf; sie is ja von Geitner-

hof aussa,“ sagte Feichtl und deutete mit dem Kopf wieder auf Emerenz hin.

„Bon Geitnerhof is sie?“ fragte der Reichsbauer zurück und zeigte jetzt lebhafteres Interesse. „So, so, von Geitnerhof.“

„Salvermoser hat er si g'schrieben,“ fuhr der Schäfer fort, „an lebt'n Summa hat'r an Hof voltaشت. Der Jud Wassermann hot'n eahui z'trimmiert. An Hirsch ist nacha der alt Salvermoser g'stor'm.“

„So? Der Geitnerhof is z'trimmiert; des hon i scho amal vozählen hör'o. Der werd aba kanni billi herganga sei.“

„Ja g'wiss net. Des fo'st Dir leicht ausrechna. Bier Kinda san do g'wen, lauter Madelu, und a jede hot suszehntausad March kriegt, wi a der Alt g'stormt is. Vaar, weil der Jud beim Kaaf gleich anszählt hot.“

„Bier Kinda, und a jede suszehntausad March. Des is a Geld.“

„Des is no net all's. De Wittib, de alt Salvermoserin, hot aa'r an Kindsthell kriegt, san no'mal suszehntausad March.“

Die Anwesenden hielten gespannt auf die Ausführungen Feichtl's; Emerenz hatte die Hände über ihrem Handkorb verschrankt und sah geradeaus.

„De alt Salvermoserin hot aa suszehntausad kriegt?“ fragte der Reichsbauer.

„Jawohl, an Kindsthell.“

„Ja, do erbt ic sie no'mal, bal de Alt stirbt.“

„Freili, vo Rechts weg'n an vierien Theil.“

„An vierien Theil? Bieri tu suszehn des geahnt dreimal, bleib'u drei, san dreißgi und vieri in dreißgi geht achtmal, na, geht siebenmal, des san gnating dreitausat sieb'nhundert March,“ ließ sich jetzt Andrä von der Opebank her vernehmen. „Es werd so eppas sei,“ meinte Feichtl, „des hoabt es so' aa sei, daß de Alt demselbigen mehra vermaht, bei dem's an Auftag lebt.“

„Wo leb' sie denn?“ fragte die Reichlin.

„Sie is auf Nutabachern vazog'n, zu'n Kloiber, der wo de ältest Tochta hat.“

„Sie mußt aba it dort bleib'u, hal's it mög?“

„Na, na, sie fo' überall'n hi; da Kloiber wird ihr freili zureden, daß's bleibt, weil er eahui Hoffnung macht, daß er mehra kriegt.“

„Is des g'schrieben, daß de Alt mit ihan Geld thoa fo, was sie mög?“ fragte der Reichsbauer, „es kummt in Testament aa verbriast sei, wer des Geld zum Krieg'n hot, hal sie stirbt.“

„Ja, des gibts freili,“ bestätigte Feichtl, „es kummt halt d'rauf o, wi'a g'schrieben steht. Hast Du de Papierer net dabei, Emerenz?“

„So, i ho's mitg'numma,“ antwortete die Salvermoserin und holte aus ihrem Korb ein zusammengefaltetes, fettig glänzendes Papier hervor. „Do fo'st as lesen,“ sagte sie und schob es über den Tisch zum Feichtl hinüber.

„I ho' mei Brillen it dabei,“ bedauerte der Schäfer, „und ohne Aug'uglas, do geahnt's halt gor nimmna. Früherzeit hon i a jede Schrift lesen kumma, ganz frei, aba jetz wer i halt aa scho alt.“

„Mi geahnt's grad a so,“ sagte der Reichl, „geh Andrä, les Du, Du fo'st besser umgeh' mit dem Sach.“

Es hätte der Aufforderung nicht bedurft, denn Andrä war schon längst an den Tisch herangetreten und sah über die Schulter des Feichtl weg mit vieler Mengierde in das Schriftstück hinein. „Thut's her,“ sagte er, und nahm dem Schäfer das Papier aus der Hand, „des wer'n ma scho no z'samm bringa.“

Er las, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, aber doch ziemlich geläufig, indem er mit dem Finger nachfuhr und die Worte halblaut vor sich hinnarrte. „I glaab, jetzt kummt's,“ sagte er, „es steht do was.“

„Des halt vor,“ drängte der Reichsbauer.

„Also . . . do steht . . . die Witt . . . Wittwe Geno . . . Genoveva Salter . . . mo . . . fer . . .“

„Des is d'Muatta,“ sagte Emerenz. „Genoveva Salvermoser erhält laut dem mehr . . . mehrgeda . . . mehrgedachten leicht . . . leztwilligen Verfü . . . ging des Erb . . . Erblasse .“

einen vollen Kind . . . Kindsthell, sohn wie jedes der . . . sämtlichen oben . . . oben angeführten vier . . . Kinder die Summe von . . . von fünfzehntausend . . . mit Worten fünf . . . fünfzehntausend Mark."

"Also do is jetzt schriftli . . . g'richtnäki . . ." sagte Feichtl triumphierend und blinzerte zum Reischbauer hinüber . . . "so is ganz richtig . . . wie jedes der vier Kinder fünfzehntausend March, net wahr?"

"Wo steahrt dös?" fragte der Alte vorsichtig: "Do steahrt's," sagte Andrä und wiederholte dem Vater die Stelle . . . "wie jedes der sämtlichen oben angeführten vier Kinder die Summe von fünfzehntausend March."

"Oben angeführt? Do muß also ihra Mama dabei steh bei de vier Kinda?" fragte Reischtl, den Alter und Erfahrung vorsichtig gemacht hatten.

"Freili muß sie dabei steh," erwiderte Andrä, "des wer'n ma glei hamm. Do steahrt's scho . . . es sind erschienen: . . . viertens Emerentia Salvermofer, Tochter des . . . Erb . . . Erblässers."

"Do seit sie durchaus gar nix," fiel hier Feichtl ein, — "bal i amal wos sag, nacha is g'sagt, des is so viel als wi g'schrieb'n. Do gib's gor nix."

"No, ja!" sagte der Reischtl; "und do steht nix, daß de Alt mit ihan Geld net thoa ko, was's mög?"

"Na, do is nix g'schrieben."

"Wia alt is denn Dei Muttat schon?" wandte sich die Reischbauerin an Emerenz.

"Mei Muttat?: I woßt jeß glei gor it so g'nau. An achtasechzig, a siebz'g Jahr werd's scho bald sei."

"Do is's aa unner jung; do is a jeder Tag g'schenkt: Is sie no g'sind beiuand?"

"Jo, sie is ganz guat bei'n Zeug. Vor a zwaa Jahr is sie it recht sanber g'ven, do is sie vier oder fünf Woch' betlägerig g'ven. Da Feichtl hat ihr selbigsmaal g'holfa."

"Jo, da habt's Zeit g'habt, daß mi g'holst habt's," sagte der Schäfer; — "sie hot an fast'n Trunk g'macht, und do is ihr gericht's Blut g'froren, und nacha is's ihr higi wor'n."

"Was is denn, magst de letzte Nudel unner eien?" fragte die Reischbauerin freundlich und schob der Emerenz den Teller zu.

"Na, jeß mög i gar nix mehr."

"Wia waars denn, bal's jetzt an Hof a wengl o'shang'n that's?" fragte der Reischbauer; "i muß in da Stuben bleib'n, mit mein Hay'n kon i no net umanabalaafen, aba d'Bäurin geht mit und der Andrä."

"Is recht, schang'n ma a weng unianand," erwiderte Feichtl und erhob sich. Die Nebrigen folgten seinem Beispiel und gingen, eines hinter dem Anderen, aus der Stube.

Sie schritten über den Hof zum Stall hinüber. Voran gingen Andrä und Feichtl; die Reischlin und Emerenz folgten etwas langsam, weil sie ihre Mütze behutsam in die Höhe hoben und nicht so achlos durch die Pflüzen traten, wie die Mauersbilder. Der Kuhstall war schön zum Ansehen. Es standen dreißigzwanzig Kühe darin; die meisten braun und weiß gescheckt, Birngauer Schlag, dann einige Miesbacher, und der Stolz der Reischlin, zwei große Simmenthaler. "Des glaabst gor it, Emerenz," sagte die Bäuerin, "was des für guate Milchküch hand. Siebzehn Liter an Tag, es is wohr und koa Zug it. No, sie stengau in guat'n Frutta, Emerenz. I gib eahna lauta schö's Hen, koa sauer's gor it. Und Muab'n gib i eahna aa net gern. Es fragt de Milli an schlechter'n G'schnach."

"Siebzehn Liter, des is aba scho a groaz Wort," meinte Emerenz, "de besser vo da Schneiderbäurin gib vierzehn. Und des it leicht."

"I glaab Dir's gern. Dös werft aa koan Ort finden, daß wo in an Stass zwaa fessene Küah stengau. Balst as it glaabst, ko'st darnach de Dir frag'n."

"I glaab's a so, i ho g'tad g'moant," sagte Emerenz.

"De Bleß mußt o'shang'n," fuhr die Reischlin fort, "werft it leicht a schöner's Blech se'gn kuma,

aba a Luada is. De last sie gor it gern melcha; glei schlägt's hint aus; mi hat's anol so hintri g'seuert, daß t a halbe Stund ganz damisch g'ven bi. Und gorau, seit de' Genzi do is g'ven, do is gor nix mehr zu'n Richter. Mi wern's an Melga geb'n und flatteru's no a drei Woch'a."

Emerenz schritt langsam neben der Reischlin her und horchte wohl auf, wenn diese bei den einzelnen Stücken etwas zu berichten wußte; sie sah mit Wohlgefallen auf die breiträufigen, gut gepflegten Thiere, welche auch sie neugierig betrachteten, indem sie das Futter nachdenklich mit den Unterkiefern hin und her schoben.

Feichtl und Andrä standen am hinteren Ende des Stalles, wo sich fünf Schweine grunzend an den Verschlag drängten. "Was sagst denn jetzt?" fragte Feichtl, "is sie net a richtig's Weibsbild? G'schäfts Dir net?"

"So; sie is net uneben," sagte Andrä ganz kurz.

"Und daß's mit'n Geld sei Richtigkeit hot, des hast g'schag'n?"

"Es schaut si a so her."

"Jo, do ko'st Di drauf verlassen," rühmte der Schäfer wieder, "ball i eppas net ganz g'wiz woak, sog i nix. Bei dem G'schäft gib's koa himum und herum; des mußt g'nau geh, finst hält mit nix, als wi'r au Bädrnß."

"Ja, ja," sagte Andrä.

"Du mußt Dei Sach frage'n, wie's recht is, und wi's ausg'macht is. Du last Dir nix o'ziehag'n, und i lasz mir aa nix o'ziehag'n vom Schmiedelohn, is it wohr?"

"Es scho recht, ja."

"Mi freut's, bal's was werd, Andrä. Weil'st a richtige Frau fragst, verstehst?"

"I versteh Di scho, Feichtl."

(Fortsetzung folgt.)

Zins und Geldverkehr in früherer Zeit.

Von Emil Rosenow.

Johannes Lydos, ein zu Beginn des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebender orientalischer Schriftsteller, schreibt die Entdeckung des Geldzinses den Phöniziern zu. "Die Phönizier," so sagt Lydos, "waren die ersten, die mit Zins rechneten (Zinsenschulzler) und die ersten Geldwechsler, wobei sie Schuldsschein und Waage gebrauchten, und trachteten einzigt darnach, Profit zu machen, weshalb die Dichter sie auch Schanzfrämer nennen." Movers, der diesen Schriftsteller zitiert, setzt hinzu: "Erwägt man, daß das in der alten Welt in Umlauf befindliche Silber hauptsächlich aus Bergwerken der Phönizier stammte, so läßt sich auf den großen Umlauf und zugleich auf das hohe Alter des von ihnen betriebenen Geldverkehrs ein begründeter Schluss machen. Das Umtauschen des Geldes war bei Weitem nicht die Hauptbeschäftigung dieser Geldhändler. Diese bestand vielmehr in dem Ausleihen des Geldes, sei es des eigenen oder des ihnen gegen Zinsen anvertrauten fremden."

Die Phönizier haben ihre Geldgeschäfte nach dem Abendlande, nach Griechenland und den phönizischen Kolonien verbreitet. Bereits bestimmte Bibelstellen nehmen Bezug auf die wucherische Volksausbeutung, welche die Phönizier mit ihrem Geldhandel betrieben haben.

So kam schließlich der Geldzins von den phönizischen Handelsleuten über Griechenland nach Rom. Damit eroberte es sich, wenn auch in hartem Kampfe, die abendländischen Völker. Rom beherrschte das Abendland. Seine Söldner brachten die römische Macht den unterjochten Völkern, die römischen Machthaber brachten die römischen Gesetze, die römischen Kaufleute die römischen Kaufmännischen Sitten, den Geldzins und den Wucher.

Die Kulturvölker des inneren Afrikas, deren Blüthe in eine noch frühere Zeit fällt, scheinen auch den Geldzins bereits früher gekannt zu haben. In

China beschäftigt sich die Gesetzgebung bereits seit mehr als 2000 Jahren auch mit dem Zinswesen. Indien hat Zins und Wucher ebenfalls zu früher Zeit schon gekannt. Der „Rigveda“ enthält bereits einen Vers:

"Indra ist an Kraft allen Wuchern, die auf den Tag sehen, allen Kaufleuten überlegen."

Da man hier genau wie in Stellen der Bibel, die Gottheit mit den Wucherern in Vergleich zieht und nachdrücklich betont, um wie viel größer doch der Gottheit Macht sei, müssen die Geldgeschäfte bereits eine große Ausdehnung erlangt haben.

Ebenso sind Zinsgeschäfte bereits bei den alten Persern üblich gewesen. Das Werk des Zoroaster, des Begründers der persischen Religion, enthält Bestimmungen über das Zinswesen. Im alten Babel, bei den Egyptern war Zins und Zinswucher bekannt. Die jüdische Geschichte der Bibel rechnet mit zu den größten Lastern von Sodom und Gomorrha das Zinsnehmen.

Als innerhalb der absterbenden römischen Kulturwelt das Christenthum sich erhob und an Macht und Ausdehnung gewann, war das Zinsnehmen bereits seit Jahrhunderren gelegentlich erlaubt. Das Christenthum sah sich gegenüber einer verarmten und vereinselten Masse, an deren Elend die wucherische Ausbeutung in Form des Zinsnehmens mit ihrer Schuld trug. Das Christenthum, so lange es noch ein Glaubensbekenntnis der Unterdrückten und Proletarirten war, und mit Erbitterung gegen die herrschende Gesellschaft kämpfte, wandte sich deinn auch gegen das Zinsnehmen. Der Kaufmann war ihm ein Gegenstand des Abscheues, weil er nach materiellem Gewinn ging; Chrysostomus begründete seine Verachtung gegen ihn dadurch, daß ein Kaufmann ohne Lüge und Kleineid nicht existiren könne. Er eiserte: Stein Christ solle Kaufmann sein, und wolle er es democh, so sei er aus der christlichen Gemeinschaft auszustoßen. Noch schwererer Tadel traf die Zinsforderer. Sie seien nicht theilhaftig der Nächstenliebe, denn sie gaben Geld und Ware grundlos thunerer, als sie dieselben empfingen, fort, und forderten diese selbst danach noch zurück.

Dieser aus der Betrachtung des Elends des römischen Proletariats entstandene Hass des Christenthums gegen das Zinsnehmen wurde schließlich zum fest umschriebenen Zinsverbot. Freilich hat dies späterhin, als die Kirche sich nicht sowohl zu einer geistlichen, sondern auch zu einer wirtschaftlichen und politischen Macht herausgebildet hatte, eben diese Mutter Kirche nicht gehindert, die unterjochten Volksmassen auf andere Art derart zu bewohnern und auszubeuten, daß damit alle Wucherei der Zinsnehmer überflügelt wurde.

Die kanonische Lehre wollte das völlige Aufhören jeglichen Zinsnehmens. Augustinus, Ambrosius, Hieronymus bezeichneten als Wucher Alles, was der Gläubiger außer dem verliehenen Kapitale des Geldes oder der vertretbaren Sachen vom Schuldner empfängt, sei es Geld, sei es irgend ein anderer Gewinn, unter welchem Namen er immer es fordert oder der Schuldner freiwillig es gibt.

Trotzdem aber übten auch die Christen selbst die Bewuchterung der Armen durch Zinsnehmen. Dies geht hervor aus der Art, wie immer wieder die Vorsteher der Gemeinde, die die Reinheit der neuen Lehre zu bewahren hatten, nachdrücklich ernahmt werden, sich weltlicher Geschäfte ganz zu enthalten, bei Strafe der Ausstoßung aus ihrem Stande; sie sollen den Kaufhandel als eine Pest fliehen und noch viel mehr den Wucher meiden. Wieder und wieder erlösen diese Verbote und Strafandrohungen aus den Schriften der Kirchenväter, der ersten Päpste, der ersten Synoden und Konzilien, eine lange Kette von Beweisen, wie die Ausbeutung um sich griff, wie wenig Drohungen halfen.

Schließlich richtete man sich auf eine regelmäßige Umgehung dieser Verbote ein. Man empfing den Zins vom Schuldner als Geschenk, statt Geld entnahm man von ihm Waaren umsonst oder zu niedriger Preise, oder man forderte Zinsen im Namen eines Laien, oder man kaufte zur Zeit niedriger Preise Waaren auf, um sie bei Theuerung hoch zu

verkaufen. Eine Art war besonders im Schwange: man ließ zu einer an Getreide, Öl, Wein armen Zeit des Jahres bestimmte Mengen dieser Ware aus und erhielt zur Erntezeit dieser Früchte unter dem scheinbar gleichen Werthe das Einundehnhalfache des Gegebenen zurück, oder man ließ zu einer an Getreide reichen Zeit Geldans, berechnete für dasselbe das nach dem derzeitigen Preise entsprechende Maß Getreide und ließ sich das nämliche Maß in einer an Getreide armen Zeit zurückgeben.

Der freihilflose Kampf ließ schließlich das Christenthum ermüden. Die Kirchenväter dominierten wohl noch gegen die Bucherer, beschränkten sich aber auch nur darauf. 325 rügte und strafte das Konzil von Nicaea nur noch den Bucher der Geistlichen. 443 verhängte Papst Leo nur noch über den Bucher der Geistlichen harte Strafe, bei den christlichen Laien beklagte er nur, daß der Bucher nicht enden wolle. 806 sprach die fränkische Geistlichkeit mit noch die fiktive Rüge über den Bucher der Laien aus. 869 setzte die Synode von Konstantinopel fest, daß jeder Bucherer mit Exkommunikation, der härtesten kirchlichen Strafe, gestrafft werden sollte. Alles Beweise, wie wenig sich die Christen an ihre christlichen Gebote hielten, wenn es galt ihnen sündigen und sich so süßen Profit durch die Ausbeutung der Notth der Bedrängten wahrzunehmen.

In dem Maße, wie seit dem 11. Jahrhundert im Abendlande der Verkehr sich entwickelte, wuchsen für die Kirche die Schwierigkeiten, die Zinsnahmeverbote in ihrer einfachen Allgemeinheit den sich immer verwandelnden Verhältnissen anzupassen. immer häufiger kamen die Briefe der Bischöfe nach Rom, die sich Raids holen wollten, was denn zu thun sei. Unter diesem Drängen entstand denn ein System des kirchlichen Kampfes wider die Ausbeutung, welches zwar, wie die Geschichte zeigt, an den ehemaligen Mauern der kapitalistischen Entwicklung zerbrach, welches wir aber dennoch hier in großen Zügen fassiren wollen.

Wie vereinzelle Fälle nahm die fanatischen Zehne von dem Generalverbot des Zinsnechts aus. Zu diesen Ausnahmen zwang eben die gesellschaftliche Entwicklung, jolste die Anwendung des Zinsverbots nicht von vornherein unmöglich werden. Solche Ausnahmen waren, wenn z. B. ein Cleric als Pfandinhaber die Früchte des Pfandes über das dargelegte Kapital hinweg als rückständige Zehnen fortführte. Damit machte die Kirche sich selbst die Hände frei zur Bewidderung des frohlebenden Bauern und hatte dann diese Belastung im Laufe der Jahrhunderte mit großer Sicherheit aus. Ferner galt z. B. der Kaufmann der Kirche nicht als Bucherer, welcher zwar beim Kreditanze mehr als den Einheitspreis oder als den gegenwärtigen Wert der Ware erhält, doch nicht wegen des Kredites. Auch Derjenige galt nicht als Bucherer, welcher einem Schiffer oder Märttreihenden Geld gab und für die dabei übernommene Gefahr etwas über das Kapital hinweg bezog.

Gegen den Bucher konnte die Kirche die Strafe der Exkommunikation. Ein Leser sollte sein, wer wiederholt öffentlich das Zinsfordern für erlaubt erklärte, und ein Geistlicher, der einen Bucherer förmlich bestrafe, sollte vom Amt suspendirt werden, als hätte er selbst geworngt.

So hatte zwar die Kirche den Glaubenssatz aufgestellt, daß es Sünde sei, die Auszugs fremder Kapitalien zu vergaen; allein in der Praxis gab sie ihm, durch die kapitalistische Entwicklung gezwungen, eine sehr behahbare Deutung, bis schließlich zum der ganze Bau dieser fanatischen Lehre in der Praxis zusammenbrach.

Aber deutlichsten zeigt sich dies bei der Betrachtung der heilichen Zeiten.

Als die sozialen Grundzüge in Deutschland politische Gestalt behaute, befand sich das deutsche Volk noch auf der tiefsten Stufe volksökonomischer Entwicklung. Auf diese Feste und bei der Einführung prahlte der Bauer für den weltlichen oder geistlichen Geschlechters, der fröhlig auf seiner Burg oder im Kloster und auf der Allee saß. Handwerk und Handel ließen dann aus den Auswirkungen an

der Heerstraße, in den Vorhöfen der Burgen oder um die Kirchen, die Städte sich allmälig entwickeln. Diese Städte wuchsen rasch empor; die Stadtmauern trennten bald die Bewohner vom Acker draußen und die Entwicklung der handwerksmäßigen Produktion brachte es bald dahin, daß der Städter nur noch Bier hielt, das im Stalle brüllte oder sich grunzend auf den Gassen wälzte, während er die Feldfrüchte und die Erzeugnisse der Landwirtschaft vom Bauern bezog.

Der Handel mit Handwerkswaren außerhalb der Städte stieß anfänglich auf beträchtliche Schwierigkeiten. Die Unvollkommenheit und Unsicherheit der Verbindungswege, das Fehlen der Handelsnachrichten, wosire erst allmälig eine primitive Organisation geschaffen wurde, das Alles behinderte den Handel.

Aber die sich steigernden Bedürfnisse erzwangen ihn, und schließlich waren die städtischen „Geschlechter“, trotz aller Abgeschlossenheit gegenüber der bürgerlichen Menge, die regsten Bekehrten beim Großhandel. Über den Rahmen der lokalen Krämerei bildete sich ein Zusammenhang der handeltreibenden Patrizierfamilien der einzelnen Städte unter einander, welcher einen Kommissions- und Speditionshandel von bedeutendem Umfang erblühen ließ.

Insbesondere an den alten Heerstraßen an Rhein und Donau war dies der Fall. Zu früher Zeit blühten hier bereits die Handelsstädte Köln, Mainz, Straßburg, Basel, Regensburg empor. Schon im zehnten Jahrhundert ging die Handelslinie über Mainz und Köln bis zur Nordsee und durch das Innere Deutschlands an der Donau entlang bis nach Konstantinopel. Südlich nach Italien und Spanien, nördlich nach den Meeren gingen die Handelszüge der Kaufleute und ließen das gesamme wirtschaftliche Leben Aufschwung nehmen. Allmälig ergriff der Handel auch die Gebiete des Nordens und Ostens und schuf dort die Handelsstädte, die noch heute ihre bedeutende oder dominante Rolle im Verkehr Deutschlands haben.

Dieser Handel und Verkehr ließ sich endlich nicht mehr mit den Stricken der kirchlichen Bucherverbote umspannen. Er zertrümmerte und die Thatache, daß auf zahlreichen Konzilien die Bucherverbote immer wieder behandelt wurden, zeigt, wie machtlos die Kirche dieser ganzen Entwicklung gegenüber stand. Die Konzilien und Synoden zu Trier 1227 und 1238, Wien 1267, Köln 1300, Utrecht 1354, Magdeburg 1383 und 1405, Freyung 1440, Breslau 1446, Konstanz 1483 usw. kämpften vergebens gegen den Bucher, der in der Ablösung der Geldgeschäfte, die der Handel bewirkte, vorhanden war. Eine Menge von Abhandlungen über den Bucher, welche unter Festhaltung der fanatischen Grundsätze den Handel- und Wechselverkehr besprachen, überfluteten die Bibliotheken. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts verursachten zumal die Kirchenprediger durch ihre scharfen Auslöschungen gegen den Bucher eine Flut solcher Abhandlungen. Capistrano, der Franziskaner, zog ununterbrochen Anhänger für seinen Orden und erierte gegen Zins und Bucher.

Wollte die Kirche bei der Entwicklung des kapitalistischen Handels, dem sie so lange wie möglich widersetzte, nicht einen Theil ihrer Macht zerrenken sehen, so nutzte sie mit ihren Kirchenzehnen in das Gebiet der weltlichen Rechte einzudringen versuchen. Seit dem 11. Jahrhundert zog sie bereits viele ihrer Natur nach weltliche Angelegenheiten, wenn sie nur in irgend einem Punkte die Kirche berührten, vor das geistliche Forum. Insbesondere die Buchervergehen der Händler, gegen welche die geistlichen Richter weltliche Strafen die Menge anordneten.

Aber der kapitalistische Geldverkehr vollendete seinen Triumphzug. In's 14. Jahrhundert fällt schon die Entwicklung der Börsen. Die reiche Stadt Brügge lag auf ihrem Marktplatz inmitten der Stadt an bestimmten Tagen die Kauslenie. An diesem Platze stand ein Haus des adeligen Geschlechtes derer van der Neus, und das über der Haustür eingemeißelte Wappen derselben zeigte drei Goldstücke oder Börsen. Daher der Name Börsen schon frühzeitig für die Zentralpunkte des Waaren- und Geld-

verkehrs. Der Glanz und der Reichtum Augsburgs, die Macht der Fugger, waren die äußeren Zeichen des aufstrebenden Kapitalismus. Ihre Factriren und Kontore, die „Fuggerries“, befanden sich an allen Haupthandelsplätzen Europas. Welch ein Pracht zeigte Anton Fugger's Haus auf dem Weinkmarkt in Augsburg! Die anschaulichste Schilderung des Reichtums dieses Geldfürsten ist noch immer die unbeköpfte Niederschrift Hanss von Schweinchen's, der mit seinem armen Teufel von Herzogenaurach nach Augsburg kam und bei Fugger einkehrte. Es führte der Herr Fugger Ihre fürstliche Gnaden in Haus herum spazieren, welches ein gewaltiges großes Haus ist, daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darin gehabt. Darauf hat der Herr Fugger J. F. G. in ein Thürmchen geführt, darin hat er J. F. G. von Ketten, Kleindien und Edelsteinen, auch von seltsamer Münze und Stücke Goldes, als Köpfe, groß, einen Schatz gewiesen, daß er selbst sagte, es wäre über eine Million Goldes wert. Hernach schloß er einen Kasten an der Lag bis auf (d. h. oben) mit lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf 200 000 Gulden an. Darauf führte er J. F. G. auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spize an bis an die Hälften mit lauter guten Thaler bedeckt war. Man sagt, daß der Herr Fugger so viel hätte, daß er einen Kaiserthum bezahlen möchte. J. F. G. versahen sich auch eines stattlichen Geschenkes, aber damals bekamen J. F. G. nichts als einen guten Mansch."

In der Zeit der kirchlichen Unterdrückung des Handels im kirchlichen Interesse, des Kampfes gegen die Macht des Geldes, als welcher der Kampf gegen den Bucher sich charakterisiert, waren die Juden die zeitweisen Träger des Handels. Kirche und Fürsten verfolgten sie mit denselben finsternen Hasse, um sie dann alsbald wieder ihrer zu bedienen, sie zu schröpfen und anszuzeigen, sich an ihrem Gedeck bereichern.

Der finstere Fanatismus des mittelalterlichen Christenthums hatte die Juden in eine Ausnahmestellung gedrängt. Waren sie der Kirche doch die Mörder des Begründers des Christenthums und daher verdammungs- und verabscheuungswürdig? Wie eine blutige Spur zieht sich durch das ganze Mittelalter die schreckliche Verfolgung der Juden. Der kirchliche Hass schloß sie von Allem aus, selbst seiner Laster wollte der mittelalterliche Bürger nicht theilhaftig werden lassen, und so war der Ju des Todes, der es wagte, das Dirnenhaus im Gäßlein der schönen Frauen zu besuchen, in welches der Bürger, nach volltem Saufgelage auf der Gewerks- oder Herrenstube, heimliche Freuden suchte. Wo man die Juden in den Städten duldet, sperrte man sie in abgelegene Gassen, ließ sie im Schnitz verkommen, und wenn die unaufhörlichen Seuchen des Mittelalters in diesen Schnitzwinkel sich zu vermehrten und weiter über die Stadt verbreiteten, gelste alsbald der Schrei, der die Juden beschuldigte, aus Christenhass Seuchen und Tod verbreitet zu haben. Dann feierte die Wuth fanatische Massen in den Judengassen ihre Orgien. Aus von der Gewerksausübung waren die Juden abgeschlossen, und hunderte Augen wachten sorgfältig darüber, daß der bloß geduldete Jude nicht während Buntmeister Konkurrenz zu machen.

Während aber vergestalt den Juden ihre Existenz fast unmöglich gemacht, erhob man da, wo man duldet, hohe Tribute von ihnen. Dieselbe christliche Auschaltung, die den Bucher verdonnute, nichts darin, den Juden durch Abgaben in der unerhörtesten Weise zu bewuchern. Auf der einen Seite schlimme Beschränkungen, auf der anderen arge Abschüttung zwangen sie, ihre Existenz durch die Kapitalnutzung zu suchen. Und als Fürsten und Herren dies erst beobachtet hatten, erpreßten sie von ihnen „Schutzjuden“ immer höhere Summen und drückten beide Augen zu, wenn die Juden durch vermehrte Bucher die „Schutzgelder“ zusammen brachten.

Da die Juden für die Kirche außerhalb der Christenheit waren, standen sie auch außerhalb der Bucherverbots. Zwar hat Papst Innocenz I. einmal die christlichen Obrigkeit aufgerufen,

Nr. 16

für den Inneninhalt der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eimel, Hamburg und Berlin. Preis pro eingesetzte Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1903



Ehf silberne
emontoir-Uhren, garantiert
sehr Werk, 6 Rubis, schönes, starkes
Gehäuse, deutscher Reichsstempel,
echte Goldränder, Emaille-Gitter-
rahm. Mk. 10,50. Dasselbe mit 2 echten
perlen Kapellen, 10 Rubis Mk. 13.
Schlechte Waare führe ich nicht.
die sämtlichen Uhren sind wirklich
abgezogen und genau reguliert;
gebe daher reelle 2-jährige Garantie.
Garantie. Verlängt gegen Nach-
nahme oder Posteinzahlung, Umtausch
fettet oder Geld sofort zurück, somit
stellungen bei mir ohne jedes Risiko.
Ihr illustrierte Preisliste über alle
arten Uhren, Ketten und Gold-
uhren gratis und franco.
Kretschmer, Uhren, Ketten und
Goldwaren. Engros
Berlin 415. Neue Königstraße 4.
Keine und wirklich billige Be-
zugsquelle für Uhrmacher und
Wiederverkäufer.

Erst versuchen,
dann urtheilen!
Pflaumenmus 1,20
Molange-Marmelade 3,20
Himbeer-, Erdbeer-, Apfel-
und Trauben-Gelee 3,20
Rhein., Apfelskraut 3,20
Zuckerhonig, vorzüglich 4,20
Per 10 Pf.-Eimerfr. u. Nachnahme.
Julius Vogel, Nahrungsmittelfabrik
Althheim a./E., Rheinpfalz.

Empfehlung in bekannter Güte:
la Pflaumenmus
Heimer A. 2,50, Holzemer netto 30 Pf.
5,- Emaille-Heimer netto 25 Pf. A. 4,50,
Blecheimer netto 20 Pf. A. 3,75.
Fässern von ca. 125 Pf., pro Pf. 14,-
240,- 13,- 13,-
Iles inkl. ab hier gegen Nachnahme.
A. Schultze, Magdeburg 18, Konservenfabrik.

briefmarken billigst. Preisliste seidenfrank.
August Marbes in Bremen.



Musikwerke o o
Grammophones o
Phonographen o
Photogr. Apparate
sowie alle Zubehör.
CARL GEYER
AACHEN.



Qualität von 79 M. an
voller rechtsgültig. Jahres-
räder mit Kreislauf und
Rücktrittbremsen von 99 M. an.
Der Zweiräder, Fahrradzubehör,
zumutet in feiner Ware zu sehr
geringen Preisen.

Reparaturen!
Reparaturen!
Reparaturen!

reinlich, in uns. groß. mit Kraft-
arbeit. Werkstatt. in 2 bis 3
tagen fertig hergestellt. Die
Stahl. n. uns. Preis. vor. v.
berein. werden wir garant für
Arbeit u. Material. Beratex
will gelassen. Verlangen Sie uns.
Reparaturen und Zubehör.
Haussherr G. M. b. H.
Haus 0 27. Alexanderstr. 150.

Schneidiger Schnurrbart in 8 Tagen!

Herr Andreas G. in Augsburg schreibt: „Ich kann mit, daß ich nach Gebrauch Ihres Bartwuchsmittels Cavalier einen saudigen Schnurrbart bekommen habe. Meine Kollegen haben mich ganz bewundert, als sie mich nach 8 Tagen sahen. Ein besserer Beweis für die hervorragende Güte meines weltberühmten preisge-
krönten Bartwuchsmittels Cavalier gibt es nicht. Trotz aller rücksichtigen Reklame meiner Concurrenz existiert kein besseres und billigeres Mittel als Cavalier. Zur Sicherheit meiner Abnehmer garantire ich bei Nicht-
erfolg die Rückzahlung des Betrages. Preis pro
Dose Stärke 1. Mk., Stärke 11 3 Mk., Stärke 111 6 Mk.
Ist es besser wie 1. u. 11 besser wie 1. Versand gegen Nachnahme, Porto extra, bei 2 Dosen portofrei. Nur
allein ächt bei Heinrich Küppers Nachf., Köln a. Rh. W. 51.
ältestes und größtes Geschäft diese Art am Platze.“

Remontoirs, Silber mit Goldrand von Mk. 10,- an.
Herrenketten, 99/100 Silber, von Mk. 3,-; **lange Damenuhrenketten**, Doublé oder oxydirt (sehr fein) Mk. 2,50; 14 Karat Gold auf Metall, Schieber mit Perlen und Opalen Mk. 6,50; dagegen in Golddoublet Mk. 12,50. Reichillustr. Katalog üb. Uhren, Ketten, Ringe etc. kostenfrei. Einzelversand. — Umtausch oder Zurückgabe gestattet.

Eug. Karecker, Taschen-Uhrenfabrik und Versand. LINDAU im Bodensee 575.



Tatsache!

Die Continental-
Fahrrad-Fabrik

lieft auch wieder
für Saison 1903
fraglos die

schönsten Modelle
und
zuverlässigsten Räder
der Welt

zu
enorm niedrig. Preisen.

Ueberall suchen wir Wiederverkäufer
und geben

Prohemaschinen

ohne Preisaufschlag ab, ohne dass sich
die Empfänger zur Abnahme weiterer
Maschinen zu verpflichten hätten.

Lassen Sie sich zunächst vollständig
kostenlos unseren vornehmen reich
illustrierten Katalog nebst Vorzugs-
preisliste senden. Sie werden finden,
dass

Preise enorm billig

und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

Nichtkonveniente wird bereitwilligst zurück-
genommen und der bezahlte Betrag zurückgestattet.

Continental-Fahrrad-Fabrik
von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.



Wer mit seinen Pneumatiks

wegen vorzeitiger
Abnutzung der Mäntel oder Unordigkeit
der Schläuche Ärger hatte und nun endlich

mit Sicherheit

sein Rad benutzen will, wähle nur
Panzer-Pneumatiks
Modell 1903.

Panzer-Mäntel geben grösste Gewähr

für unbedingte Haltbarkeit

während Schläuche, wegen des dazu
verwendeten, dickwandigen Gummis

absolut luftdicht

sind.

Panzer-Mäntel in allen Größen à Mk. 7,50

Panzer-Schläuche mit Dunlop-Ventil à Mk. 4,50

mit einjähriger schriftlicher Garantie.

alte Qualität: Mäntel in allen Größen à Mk. 5,50

Schläuche mit Dunlop-Ventil à Mk. 3,50

mit gesetzlicher Garantie.

Non verschienene
Preisliste frei.

Continental-Fahrrad-Fabrik

bekannt
Brennabor erstklassige Nähmaschinen

in allen Syst. f. Haushalt u. Confection, auf Wunsch Theilszahlung,

Leifermann's Nähmasch. Großh. HAMBURG I.

KAFFEE

Santos, milde pr. 2 68 à 85 à
Campinas, fein 78 à 97 à
Guatemala, kräftig 109 à 136 à
9½ à 1 franko Nachnahme. Garant. rein
u. vorzugl., bei Nichtkonv. Geld retour!
Rechnung nur auf dauernde Kundenschaft.
T. H. A. Metterhausen, Hamburg 82
Kaffee-Großhandlung. Gegründet 1865.

Bartlose und Zahlköpfe
erhalten dicht Haarwuchs durch Dr. Boes' Haarzeuger. Auf wissenschaftl. Grundl. u. Dr. Boes' persönl. Zeitung hergestellt. Es gibt nichts Wirkstarkeres. Preis A. 5.
Wer Alles vergibt, versucht, wende sich an Dr. Boes & Co., Berlin 414, Markgrafenstr. 99.



Kraft Musikinstrumente
v. d. Fabr. Hermann Dölling jr.

Markneukirchen I. S. No. 284.

Kataloge gratis und franco.

Linoelum
glattfarbig, gemusterf.
Granit- und Inlaid-Läufer
abgepassete Tapete
versender überall in
das Linoleum-Versandgeschäft
Paul Thum Chemnitz
Kunstfrei gegen freie Rücksendung.

Billigste Bezugsquelle für
Cigarren

100 Stück
3 Pf. Cigarren 2,- 2,20, 2,40 Mk.
4 " " 2,60, 2,80, 3,-
5 " " 3,40, 3,60, 3,80
6 " " 4,20, 4,50, 4,80
8 " " 5,40, 5,60, 5,80
10 " " 6,50, 7,- 7,50

Musterkisten von 100 Stück, enthalt.

10 verschied. Sorten von je 10 Stück

nach beliebig. Wahl, stehen zu Diensten.

Carl Streubel, Cigarrenfabrik,
Dresden - A., Wettinerstr. 13/14.

Der neueste illustrierte Preiscurant wird

Jedem auf Wunsch franco zugesandt.

Direkt von der Fabrik:
Komet-Fahrräder
sind auch 1903 die billigsten u. besten,
seit 1886 röhlich bekannt,
schen v. A. 78 an u. Garant.
Einz. Preisdeck. A. 4,40,-

Schlüsse, 3,30

Complett Garnituren, 15,-

mit Garantie.

Illustrierte Cataloge gratis und franco.
Kometwerke, Actien-Ges., Dresden 176.

Fabrik von Fahrrädern und Zubehör.

Wo nicht vertreten, erfolgt direkter Versand.

D. Franz Steiner & Co.
Berlin 170, Königgrätzerstraße 78.

Musikinstrumente
für
Orchester, Schule u. Haus.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig,
Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Goldene u. silberne Medaille Paris 1900.

500 Mk. Belohnung.

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mit-

esser, Finnen, Pusteln, Gesichtsröthe,

Nasenröthe, Runzeln, Falten und Haut-

unreinlichkeit verhindert durch mein.

Schönheitshersteller.

Macht Gesicht u. Hände ögend. weiß,

glatt, zart u. jugendlich. Garantie

Sonst nirgends.

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any
gefährlos in wenig Tagen.
Nachdem Sie alles Mögliche
angewandt, machen Sie
einen letzten Versuch mit
Crème Any; es wird Sie
nicht reuen! Gold. Medaille
Paris, London; frico. Nach-
nahme. A. 3,50. Allein durch:

Apotheke zum Eisernen Mann,
Strassburg I. E.

**Hochzeitsreisen
und Flitterwochen.**

Aerztliche Erfahrungen u. Rat-
schläge für junge Eheleute von Dr.
G. H. Berndt. Zu beziehen durch die
Ernst'sche Verlagsbuchhandlung in
Leipzig 46 gegen Einsendung von
Mk. 1,78 per Brief.

Damen! Herren!

Nebenverdienst und Haupterwerb ree-
der Jürgenfinden Damen (Standarbeiten
für Geschäfte usw.) und Herren durch
den praktischen Wegweiser, welcher
gegen Einsendung von 1,65 M. oder
Nachnahme zu beziehen ist von

B. Schuffenhauer, Dresden
Marienhofstr. 34.

Feinste Pflaumenmus

aus erster Hand.

Kübel 50-60 S. Inhalt pro Br. A. 14,-

Fässer 100 " " " " 14,-

2/300 " " " " 13,-

Glas-Gläser 25 S. Inhalt pro Stück 4,50

Porzblech-Gläser 9 S. Inhalt pro Stück 2,-

offiziell ob Magdeburg (unfrankirt) gegen

Herrn. Henschke, Magdeburg 17.

Fahrlösberg 19.

Minzfabrik mit elektrischem Betrieb.

Thre Schrecken verloren hat die
Bandwurmkur

durch das

ganz unschädli., auch auf alle Ein-

geweidewürm. sicher wirk. Mittel:

Wurmchokolade „Curbinit“

30% Kürbiskern-Extrakt. 70% Cacaomasse

Preis für eine Kur u. Kinder A. 1,30, für

streng Kur A. 2,40 frico. gegen Briefm.;

Nachu. 20 & mehr. Echt nur direkt von

P. Garm., hyg. Laboratorium

Leipzig No. 3.

Eva. Taschen-
Messerchen

für

ben zur Rückzahlung des Wuchergeldes an die städtischen Schuldner zu zwingen und im Weigerungsfall bei Strafe der Exkommunikation den Verkehr Christen mit Juden verboten, allein im Kern des Deutschen Reichs hat dieses letztere Verbot nur geringe Wirkung gefunden. Dafür galt im Mittelalter die Machthaber der Städte mit ihren "Kammerzögeln" und die Vergabe von Privilegien gegen Geld an Juden als zu vorbehaltlos.

Die Juden zahlten dem Kaiser eine Abgabe, die für diesen überaus einträgliches Negal wurde, erließ ihnen dafür alle und sonstige Abgaben. Seit dem 3. Jahrhundert überliegen die Kaiser ihre Rechte an die stärksten Machthaber, v. 1212 Otto IV. den Erzbischof von Mainz für die vorliegenden Juden. In Freiburg bezahlten die Juden, außer dem Bürgerlichen Geschoß, eine jährliche Bevölkerungssumme von Sach- und anderen Diensten. Bei Stadtmauerbau mussten sie eine beträchtliche Summe aufzubringen. In Mainz und anderen Städten zahlten sie beträchtliche Summen und im Strasburger Stadtbuch von 1385 steht es: „reception der Juden wegen 6,216 Pf.“ 1387: reception von den Juden wegen 7,806 Pf.“

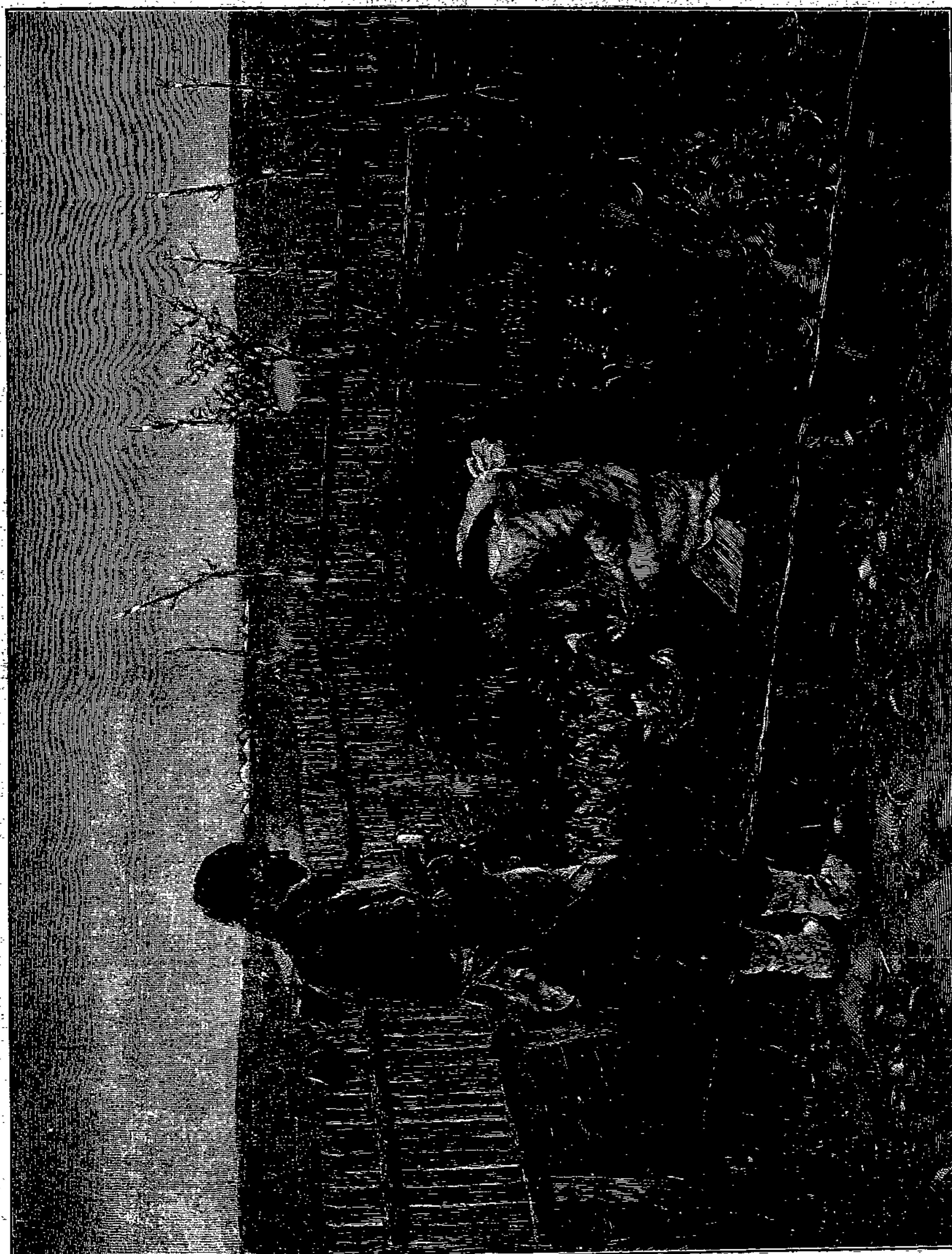
Dieses einträgliche Geschäft machten nicht los die Fürsten und Städte, sondern vor allem auch die Bischöfe. Die also geschöpfsten Juden hatten dafür, eben anderen Rechten, nur das: straflos Zinsen von Darlehen zu fordern; öffentliche Wechselhäuser, Banken, zur Institute zu erhalten, welche die regelmäßige Auszahlung von Kapitalien gegen Zinsen und Sicherheit zum Zwecke dienten.

Auf solche Weise waren denn die Juden tatsächlich die hauptsächlichsten Träger des Handels und des Geldverkehrs.

Es dürfte hier der Ort sein, über die Zinsen, die die jüdischen Geldleiher nahmen, etwas zu sagen. Die Geldleiher konnten wegen der Unsicherheit des damaligen Geldgeschäfts an sich, nur auf kurze Zeit leihen. Nur die Fürsten hatten auf längere Zeitredit und fühlten deshalb auch nicht das Drückende Zinslast. Schwer drückend würde sie dagegen den „gemeinen Mann“. Je nach der größeren

oder geringeren Entwicklung des Handels war der Zinsfuß in den einzelnen deutschen Landesheiligen verschieden. Im Anfang des 13. Jahrhunderts waren monatliche Zinsen von 60 bis 70 Prozent nichts Seltenes; 1420 ließ der Rat von Florenz zur Heraabdrückung des übermäßigen Zinsfußes der

1 Mrt., 6 Pf. auf 1 Pf., 1 Pf. auf 30 Pf. für jede Woche. Sixtus IV. bestimmt in der Bulle, die er 1491 an den Rat von Frankfurt a. M. richtete, daß es den Juden erlaubt sei, pro Woche 1 Heller auf 1 fl. zu fordern, d. i. circa 21 Prozent. Schließlich griffen die deutschen Gesetze ein und



Im Gemüsegarten. Nach dem Gemälde von Otto Pilz.

Photographie: Verlag der photographischen Union in München.

billigten durchgängig 5 Prozent der Renten, Judenzinsen und Verzugszinsen.

Die Judenverfolgungen fallen in die Zeit der verheerend hereinbrechenden Pest und der größten wirtschaftlichen Not des Volkes. Es ist aber Geschichtsfälschung, wenn es so dargestellt wird, als sei diese Volksnot die alleinige Folge der wucherischen Ausbeutung durch die jüdischen Kapitalverleiher.

(Schluß folgt.)

Das Theater und die Revolution.

Von Friedrich Stampfer.

(Satz.)

Nan giebt irgend ein unbedeutendes und farbloses Stück. Eine Diennerin hat darin die Worte zu sagen: „O, wie liebe ich meine Herrin!“ Die Schauspielerin, der diese Rolle übertraut ist, begeht die Unvorsichtigkeit, sich bei diesen Worten demonstrativ gegen die Loge der Königin zu wenden. Angeblichlich bricht ein furchtbare Theatertruball aus, das Publikum stürmt die Bühne, und die unvorsichtige Schauspielerin wie die königliche Familie selbst können sich nur durch eilige Flucht vor der drohenden Menge retten. — Das war der letzte Verlust der angelaufenden Maria Antoniette, die Kampf des französischen Volkes zu erobern. Ein halbes Jahr später fiel das Haupt ihres Gatten, am 16. Oktober 1793 ihr eigenes.

Die Siegreiche Revolution konnte natürlich nicht, wie die englische, an eine Unterdrückung des Theaterwesens denken. Denn das Widerspruch nicht mit ihren Gründzügen, sondern hätte auch die Verminzung seines Werthanges bedeutet, das ihm bis dahin die vortrefflichsten Dienste geleistet hatte. Schon am 13. Januar 1791 hatte die Nationalversammlung den Theatern volle Freiheit gewährt. Infolgedessen nahm das Schauspielwesen eine blühende Entwicklung, die freilich vorerst mehr in die Breite als in die Tiefe ging. Zu den folgenden Jahren, bis zur Zeit des Directoires, entstanden in Paris nicht weniger als 15 größere Schaubühnen, von denen sich manche, wie das Theater von Porte-Martin, bis zum heutigen Tage erhalten haben. Die Unternehmen, die Repertoires, die Firmen dieser Theater wechselten, den Ereignissen folgend, recht häufig. So heißt das im Jahre 1791 gegründete Théâtre Molière recht begreiflich im Jahre 1793 das Theater der Consulschaft, im Jahre 1799 aber das Troubadour-Theater.

Theater und revolutionäre Literatur wurden durch reiche Gefangenabendungen unterstellt. So verordnete der Wohlfahrtsausschuss am 2. August 1793, daß wöchentlich dreimal die Dramen „Brune“, „Jesus Christus“ und „Tell“ (von Lemire) aufgeführt und die Kosten von der Republik bestritten werden sollten. Und im Komitat feste es S. M. Chénier, der uns schon bekannte Verfasser von Karl IX., darin, daß 300 000 Francs zur Unterstützung von Schriftsteller und Künstlern ausgeteilt werden würden.

Das Theater der französischen Revolution liebt in Dichtung und Darstellung das starke heidnische Pathos. So wurde Talma der beliebteste Schauspieler jener Zeit. Aber, merkwürdig genug — mittler im Meer der Schrecknisse thaten sich auch grünende Szenen der Süße und der ländlichen Sitten an. Die Theater, die in ihren Stücken Szenen harmlosen Landebewohners, ländlicher Einsamkeit und Ureinfahrt brachten, hatten stürmischen Anklang. So macht sich doch der Trauerspiel Rosalie's, hier der Rousseau's auf die Gemüther unvermeidbar geliebt.

Was bewirkt sich auch die revolutionäre Jugend als ein stürger Zeuge. Säume, in denen einzelne Gedanken auf die Herrlichkeit des Wohlfahrtsausschusses bezogen werden konnten, wurden lässigstes Unterdrückt. Dichter, wie André Chénier, der Bruder des Revolutionärs, und Lemire, durften nicht dem Fallteil. Die Schauspieler des Théâtre français, die des Départements zu revolutionären Ausgebungen Nutz gegeben hatten, wurden am 2. September 1793 verhaftet. Talma, der seit dem Jahre 1786 mit seinen Geschäftspartnern in bitterer Feindschaft lebte, hatte im Jahre 1791 seinen Abschied genommen und das Theater der Republik begründet.

Schon im Jahre 1796 trat an Stelle dieser revolutionären Jesuie wieder die Jesuie der Restauration. Das Directoire rüttete eine Theaterpolizei ein, um „Abstrenzungen der Bühne“ hindurzuhalten. Doch auch das Theater der französischen Revolution sein Werk herzogtumt hat, das eine beweide Bezeichnung der Belleliteratur bedeutete,

so steht es doch sittlich und moralisch hoch über dem Volkstheater des Directoires. Denn an die Stelle des revolutionären Pathos und der läudlichen Idylle trat jetzt die Spekulation auf die Sinnlichkeit, die geschlechtliche Ausschweisung ohne Geist, ohne Sitte, ohne Schönheit.

In den Revolutionen, die dann später die romanischen Länder erschütterten, ist die Rolle, die das Theater in ihnen spielte, im Allgemeinen nicht von so unmittelbarer Bedeutung gewesen, wie zur Zeit der französischen Revolution. Nur in einem Falle hat es sich als unmittelbarer Herd der Revolution bewiesen. Das Theater, von einer Aufführung der „Sinnen von Portici“, hat die belgische Revolution ihren Ausgang genommen. Das entthusiasmirende Publikum stürzte auf die Straße und seine Demonstration bildet das erste Glied in der Kette jener Kämpfe, die zur endgültigen Befreiung Belgiens von der niederländischen Herrschaft führten.

* * *

Das Deutschland des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts hat eine revolutionäre dramatische Kunst aufzuweisen, die die französische an literarischer Bedeutung um Vieles übertrifft. Aber die bösen Slogen — der Sturm blieb aus! „Die Männer“, „Niesto“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“, „Wilhelm Tell“ fanden in der deutschen Geschichte keinen Widerhall. Lange dauerte es noch, ehe das Sturmjahr hereinbrach. Nebenbei gesagt, gehörten „Die Männer“ zu den wenigen fremdländischen Stücken, die im Repertoire der revolutionären französischen Bühne Platz fanden. Unter dem Titel „Robert, chef des brigands“, hatten sie in Paris vielen Erfolg geerntet.

Zu der normärrischen Zeit, in der Zeit der heiligen Allianz, lastete der Druck bürokratisch-reaktionären Stumpfuns schwer auf den deutschen Theatern. So Wien hatte das ernste Drama nur am Hofburgtheater, und dort in völlig verhunzter Form, eine Chance gefunden, und in der Vorstadt erfreute sich der Spiegel im Spindelhüten an den Weinen der Tänzerinnen. Die übertriebene Begeisterung für Tänzerinnen, Sängerinnen, Schauspielerinnen, für Sänger und Schauspieler ist überhaupt ein typisches Zeichen des geistigen Verfalls, den die politische Reaktion hervorruft. Diese Art von Leidenschaft war eben die einzige, der nachzugehen eine hochwohlweise Polizei dem Publiko halbwoll gestattete.

Die Zensurbüchlein jener Zeit sind so oft erzählt worden, daß sich eine Wiederholung auch nur der interessantesten an dieser Stelle wohl erübrigt. Für die Rolle, die das Theater vor und nach der bürgerlichen Revolution gespielt hat, ist aber immerhin eine Bezeichnung der Wiener Zensur zu kennzeichnend, als daß sie hier mit völliger Stillschweigen überquingen werden könnte. Es ist der berühmte Leitspruch für Zensoren von Hugelin. Nachdem ausgeführt worden ist, daß es auch in der Bühne stets anständig zugehen müsse, daß das Laster nie triumphiert, wie bei verdunkelter Szene gespielt werden dürfe, daß Liebespaare nie ohne Begleitung einer Zuschauerpersön von der Bühne abtreten sollten und vergleichen mehr, heißt es wörtlich:

„Freiheit und Gleichheit sind Wörter, mit denen nicht zu scherzen ist... Die Behandlung der Freiheit im politischen Verstande, wenn er nemlich seine Befreiung von einer Gesangenschaft z. bedeutet, ist weder im Komischen, noch im Tragischen, weder im Ernst noch im Scherze auf dem dem Unterzeichneten untergebenen Theater zugelassen worden... Von dem Böse Auflösung ist ebenso wenig Erwähnung zu machen, als von der Freiheit und Gleichheit.“

Man kann sich denken, wie von einer Bühne, die sich vom folgen Grundzügen leiten ließ, unser größter dramatischer Dichter, Schiller, behandelt werden ist!

Dieses Eis wurde denn vom Märzsturm ziemlich gründlich gebrochen, wenn auch Österreich, ebenso wenig wie Preußen, heute von der Theaterzensur bestreit ist. Im März 1848 konnte der wadere Fürstberger ganz im Stile S. M. Chénier's, nur

ein bisschen „gemäßigt“, in seinen Sonntagsblättern schreiben:

„Haus und Hof, Weib und Kind müssen für die zweite, und Vaterland und Freiheit die Stelle in Aller Herzen einnehmen, sonst sind Staatsbürger wieder zum Privatmann herab. Familienschauspiel ist aufzugeben, das pol. Schauspiel zu emanzipieren!“

Das Burgtheater wurde jetzt zu einem „Hof- und Nationaltheater“ umgetaucht und von Bühne herab wurde der Fall der Bensur Ludwig August Frank's Verse gefeiert:

Ihr kennt den Auf: Der Freiheit eine Gasse.
Unsterblich ist der Name Winkelried.
Lang kämpfte Kunst hier mit gemeinem Hass,
Gebt Raum der Dichtung, Raum dem freien
Mein auch die Handlung nicht lange vor,
so reichte sie doch dazu aus, für das Burgtheater
unter Laube's Direction eine neue Glanzzeit hinzuführen.

Wie in Frankreich, so hat auch in Deutschland eine Emancipation des dritten Standes das stehen von Privatbühnen gefördert, es hat die Bühnen mit ihnen in freie Konkurrenz gestellt. Seit das deutsche Volk heute schon seine großen dramatischen Dichter Goethe, Schiller, Grillparzer, Hebbel kennt, verdankt es den Fortschritt jener freieren Entwicklung.

Jetzt wird es auch möglich, daß die Leute, die auch nach dem bürgerlichen Befreiungskampfe die Unterdrückten geblieben sind, auf Bühne zum Ausdruck gelangen und daß der Arbeiterbataillon von der Ferne her im Übernehmenbar wird.

Zu den Anfängen der Arbeiterbewegung in jenen Ländern, in denen diese Anfänge in stürmischen Formen verlaufen sind, ist es allerdings vorgesehen, daß sich der Hass der Arbeiter gegen die Bourgeoisie entlädt, als eine Stätte bürgerlichen Genusses. Worte Walsingham's schienen in ihnen unlebendig zu werden: „Die Arbeiter müssen ihnen indes Schauspieler in Seite geteilt auf der Bühne erscheinen.“ So geschah es z. B. während des großen Textilarbeiterstreits in Brünn im Jahre 1848, daß die Arbeitermassen drohend vor dem Theater aufstellten. Diese puritanische Kinderheit der proletarisch-revolutionären Bewegung ist wo sie sich überhaupt gestellt machte, rasch verschwunden. Und heute kann es ruhig angesprochen werden, daß keine revolutionäre klassische dramatische Kunst so innige Verehrung gezollt wie es die Arbeiterklasse, zumal in Deutschland,

Die Versuche volkstümlicher Vorstellungen, sie vom Pariser Wohlfahrtsausschuss vor mehr als hundert Jahren zuerst unternommen worden haben ihre Fortsetzung gefunden und sind durch Klässervervorstellungen, im besten Falle sogar eigene freie Arbeiterbühnen, in ein System gekommen. So sind die Zeiten längst vorüber, denen die Bourgeoisie sich und andere vor „modernen Bandalenthum“ grauslich machen darf. Ganz im Gegenteile zeigt es sich, daß die Arbeiter auf die Bühne erster und wahrhaftig würdiger bedacht sind, und heute schon kommt es vor, daß dieser gesättigte Geschmack klassische und natürliche Meisterwerke dem öden Spielplan des hölzernen Töchtergeschmackes vorzieht.

* * *

Die Geschichte des Theaters zur Zeit der Revolution, soweit sie in diesen flüchtigen Bildern gerollt werden konnte, beweist auch, wie an das bürgerliche Geschrei nach dem unpolitischen Theater ist und wie verkehrt es ist, politische Tendenz zu tun zu lassen als solche zu verwerten. Auch das Theater hat die Aufgabe, in den Kämpfen des Tages zu nehmen und seine einzige besondere Pflicht ist, es in künstlerischen Formen zu thun. Theater hat keine Revolution weniger zu treiben als jene, die dem ganzen Volke tausend neue Ideen der Schönheit und der Geistesfrende errichten will.

Claus Hinrich Ringhoff.

Von Wilhelm Schäfer.

An dem Holz hängt und zieht der Tod. So viel sie ihnen winken, zurufen und schreien; dem Einen giebt sein Glauben keinen Muth und der Anderen ihr junges Leben. Wenn Einer von hinten hinunter stieße, die schaudern vorhergeht dassehen.

Irgend woher kommt ein Schnarren, wie wenn alle Welle ablaufen will. Das schließt mit einem spätesten Bischen und lautlos wie ein Bolzen versinkt der Dampfer. Ein glattes Mauschen bohrt sich ihm nach in's Meer hinunter. Wie eine Feder wird das Boot zurückgerissen. Aber schon schlagen und schwimmen die glatten Flüthen von allen Seiten ineinander. Wirbelnd dreht sich das Boot. Dann brechen die Wellenkämme ihre tanzenden Streifen über dieses Grab wie über die anderen. Claus Hinrich Ringhoff auf ihrem Rücken fährt seine Beuteheim.

* * *

Schon kommt die ganze Küste seinen Namen. Da ist es eines Tages mit ihm vorbei. Von Cuxhaven wird gemeldet, daß die See den kleinen lächelnden Menschen doch geholt hat. Und das ist so: An einem Dezembertag, drei Tage vor Weihachten, geht die See gewaltiger als je. Seit einigen Wochen ist ein neuer Kapitän auf dem Ebleuchtschiff Nummer zwei, der den Schiffszimmermann Claus Hinrich Ringhoff noch nicht kennt. Der aber kennt ihn: Er hat sein junges Gesicht blau gesehen, als er im Boot auf das Leuchtschiff kam, und die Wellen stürmisch gingen. Aber der Kapitän kennt eine Pflicht. Durch den kalten Nebel, den furchterlichen Dunst, in dem Alles sonst lautlos verflucht, sind dumpfe Schritte gekommen und so muß das Boot hinaus.

Claus Hinrich Ringhoff, der nicht blau wird, wenn um ihn die See brüllt, schlüftet den Kopf. Dies geht zur Nacht. Die da draußen, wer weiß im Nebel, wo sie liegen, sind auf ihrem Dampfer sicherer als ihre Mutter im kleinen Boot. Der Kapitän, der sein Leuchtschiff nicht verlassen darf, hat ein edles Herz und einen heißen Kopf. Er befiehlt in einem blühenderen Born, als ihn Ringhoff ohne Augenzwinkern ansehen kann. Das ist Meuterei! Am selben Abend, während aus dem furchterlichen Nebel noch ein paar Mal das Schießen kommt, schreibt er einen Menterbrief nach Cuxhaven.

Am Morgen hat der Sturm den Nebel in schwarze Wolken gepreßt, die schnell am Himmel hinjagen. Als zwischendurch einmal Sonnenstrahlen fern auf weißen Buschland fällt, sehen sie den Dampfer unmittelbar davor liegen. Nun will Ringhoff fahren. „Geht mich nichts mehr an!“ sagte der Kapitän, der den Ringhoff noch nicht kennt. Aber der holt sich seine Jungen und beginnt die schwerste Fahrt seines Lebens. Zuerst geht es glatt, so glatt wie gehen kann in einem Sturm von Wellen, hinter denen die Windkraft des Ozeans steht, und noch vormittag kommen sie an den Dampfer heran. Der ist schräg völlig fest im Sand, irrebar verloren. Aber so scharf sie spühen: keine Gestalt hebt sich zwischen den zerstörten Masten und geknickten Schornsteinen. Sie zwingen das Boot dicht in den Sturm von Gischt, der an der schwarzen Schiffswand aufprallt, sie nehmen die hohlen Hände an den Mund und rufen. Keine Antwort, nur der krachende Sturz am Wasser.

* * *

Da sind sie gefahren durch hundert Tode, haben ihre harten Hände wund gepreßt an den Rändern, und glühend heiß geworden in dem eisigen Winter. Und nun war Alles nur ein leichter Anfang. Sie müssen sie herum um den Sand, wo die Gestalt der ganzen Nordsee sich zusammen drängt und die schwersten Wellen vor sich hinsegeln wie fröhrende Salten. Feder von ihnen weiß, daß er jetzt die schweren Arme des Todes rasseln hören wird.

Aber als Ringhoff die Korkjacken anzulegen läßt, ist kein banger Ernst unter ihnen, nur eine Wuth, an den alten Feind heran zu kommen, eine Wuth, wieder einmal zu fühlen, daß Muskeln zu Stahl werden können. Schon von Weitem sehen sie den weißstürmenden Dampf. Aber es geht nicht glatt heran, Schlag für Schlag schwer gegen die quer anstürmenden Wasserstürze. Und einmal sind sie da:

Claus Hinrich Ringhoff steht am Steuer. Er weiß: Drei Wellen wirft die See, drei furchtbare Wellen, und immer ist die dritte der Besen, der Alles wegsegelt. Es gilt, sie zu bestehen und unter ihrem Schutz schnell um die Ecke zu kommen. Er weiß aber auch, daß jeder Widerstand die stärkste Welle bricht, und sei es nur ein Faden. So wie ein Mädchen beim Seilspringen den Einsprung abwartet, so sie mit ihrem Boot. Eine Sturzwelle rauscht vorbei, noch eine und die dritte. Nun rasend mit hingerissenen Körpern hinterher bis mitten vor die Ecke. Schon kommt sie hinter ihnen her, die erste der drei Schwestern, die immer beisammen sind. Den Anker in den Sand, daß der Strick sich strafft wie ein Draht und ihre Macht zerschneidet. Die erste jachtet herau mit gewaltiger Brust, sie fühlt sich durchschnitten und wälzt ihre zwei Lappen weiter. So die zweite. Über dann! Wie wenn der ganze Erdball kochend aufjagte; das Brausen wird donnernd wie tausend Kanonen. Wenn jetzt das Seil nicht hält, sieht keiner sein Leuchtschiff wieder. Wie Soldaten vor dem Kommando Feuer, so liegen sie mit ihren Fäusten um die Rippen. Sagt: Ist das nicht ein Kriegsruf? Ein Jubelschrei? Oder war es die Welle, die kreischend in Stücken weiter rast. Ein Weitschlag in das Seil, noch einer: das Boot ist frei, und ehe noch die drei andern Schwestern zur Stache kommen können, sind sie um die Ecke herum.

Und nun in ruhigerem Wasser an dem Sand vorbei. Unterdessen aber ist der kurze Wintertag herum. Der Nebel kommt zurück und die Dunkelheit fällt herein. Als sie endlich festen Grund haben, ist es schwarze Dämmerung. Sie ziehen das Boot so hoch in den Sand hinauf, wie sie können. Dann stellt sich Ringhoff vor in die Spalte und leuchtet mit der Laterne über den dunklen Sand, während die anderen gehen, die Schiffbrüchigen zu suchen. Die Dunkelheit wird tiefer. Weiter dürfen sie nicht gehen, als das Licht der Laterne durch den Nebel reicht. So kommen sie nach einer mühsamen Stunde des Suchens zurück, und haben Niemand gefunden. Und nun beginnt für sie eine Nacht:

Während allüberall im deutschen Land die Kinder mit glücklichem Lächeln auf dem warmen Mund vom Christkind tränken, während ihre Eltern in hellen Stuben den Weihnachtsbaum schmücken, sitzen die Helden vom Leuchtschiff Nummer zwei eine Nacht von vier Uhr Nachmittags bis neun Uhr Morgens, siebzehn lange Stunden, naß bis an die Knochen, im eisigen Nebel auf dem durchweichten Buschland. Das Boot ist hoch in's Land gezogen, daß es die Wellen nicht fortreißen. Das schwache Glümchen der Laterne darau ist das einzige Menschliche mit ihnen in dieser Nede. Keiner spricht ein Wort; Jeder weiß, hier gilt es: Zähne zusammen! Wer hält's länger aus, der Nordseesturm oder die Jungen vom Ebleuchtschiff Nummer zwei? Einem Ertrinkenden Nachspringen, einem rasenden Stier in den Weg treten, dazu reicht die Wuth eines Augenblicks. Aber hier in dem nassen Sand sitzen und sich von Sturm und Meer die Minuten vorzählen lassen in einem starken Brausen, wie wenn das Wasser rund herum aus den Himmel stürzt: das können nur sie.

Und endlich — sind das Menschen, deren schwarze Gestalten hier an dem schwarzen Sand im Morgennebel sitzen? Sind es Götter der Vorzeit oder Abgeschiedene? — Endlich wird die schwarze Nacht bleigrau und durch den ziehenden Nebel streicht ein

faltes Leuchten. Einmal nach dem andern steht auf und versucht zu gehen. Die Nacht weicht auch aus ihren Sinnen. Sie fühlen, daß sie keine Meerthiere sind hier auf dem Sand, sondern Seelente vom Leuchtschiff Nummer zwei, die manchmal Karten spielen und tolle Tänze tanzen, wenn sie an's Land kommen.

Einer bleibt am Boot zurück. Ringhoff mit den Anderen geht den Sand hinauf, die Schiffbrüchigen zu suchen. Noch sind sie keine Viertelstunde weit: da hören sie sprechen, da sehen sie Männer wie sich selbst in Korkjacken. Von Büsum drüben in Holstein sind sie gekommen und haben die Schiffbrüchigen gefunden.

Und nun, — was will rund herum das brüllende Meer und der Nebel, der über den Sand gepeitscht wird — nun beginnt eine schweigende Begrüßung der Helden: Wikinger, die sich nach einer Todesfahrt zusammenfinden.

Die von Büsum haben ein Rettungsboot und nehmen Alle mit. Nur der Kapitän will gleich nach Cuxhaven und Ringhoff mit seinen Jungen fährt ihn hin. Von Büsum nach Cuxhaven, das sind gradaus fünf Stunden Wegs; und wenn eine Landstrafe da wäre, wollten sie wohl zum Nachmittag hingegangen sein. Über da ist die Nordsee mit tausend Wellen und mit jeder müssen sie sich schlagen. Als sie mitten drin sind, legt sich der Sturm an's Nene furchtbar ein. Und immer von der Seite gegen das Boot, Welle auf Welle, bis eine stark genug ist, es umzuwerfen. Da thut Ringhoff das Letzte, was er weiß, rundum mit dem Beil schlägt er die obersten Planken heraus. Und so halb im Wasser sitzend, durch einen kurzen Tag und einen laugen Abend kommen sie gegen Zehn in Cuxhaven an und gehen so stolz in den Hafen, wie nur ein Dampfer hineingehen kann. Siebenunddreißig Stunden von Bord, siebenunddreißig Stunden aus der Welt.

Die Tochter vom Kommandeur ist gerade im Flur, als sie jemand auf der Treppe hört, der die Schelle nicht finden kann. Sie ist nicht ängstlich und macht auf. Da sieht sie einen nassen Menschen stehen, fährt erst mit der Hand zurück, schreit dann und fängt an zu heulen, hängt sich dem kleinen alten Kerl an den Hals: „Ihr, Ringhoff, seid wieder da!“

Schon hat's in der Zeitung gestanden, daß ihn endlich das Meer doch geholt hat: und da ist er doch wieder mit seinen lustigen Augen. Sie bringt ihn zum Kommandeur in's Zimmer. Und Claus Hinrich Ringhoff trinkt einen furchtbar steifen Grog, und trockene Kleider und Betteln sind da für ihn und seine Jungen, so gut, wie sie keiner von ihnen braucht. Sie könnten auf einem Steinhaufen schlafen.

Am anderen Nachmittag kommt er zurück auf sein Ebleuchtschiff Nummer zwei. Und der Kapitän, der ihm aus seinem heißen Kopf den Menterbrief geschrieben hat, steht da und drückt ihm die Hand, und das helle Freudentwasser läuft ihm über das junge Gesicht.

* * *

Du lieber Claus Hinrich Ringhoff, ich weiß nicht, ob Du noch lebst und Glück hast mit Deiner großen stillen Frau und Deinem eifigen Sohn. Aber wenn Du lebst, so wirst Du diese Erinnerungen in den Schubkasten zu den Medaillen legen, die niemals auf Deine Brust kamen. Auch die gedruckten Worte wirst Du Niemand zu lesen geben, als Deiner Frau.

Aber Du wirst den Kopf nach wie vor fest zwischen den Schultern tragen und aus Deinem einfältigen Gesicht werden die scharfen Augenlein spöttisch auf die Heimathlösen sehen, die ihre schwächeren Nerven kritisieren wollen in Deiner Natur, darinnen man geboren sein muß, um so lächelnd in der Nordseeluft zu stehen wie Du. —

Waldgeheimniss.*

Sprich, bist du je, von Schweigen rings umfangen,
Schon einsam einmal durch den Wald gegangen?
Und kennst du auch die heimlichen Gewalten,
Die tief im Bann die grüne Wildniß halten?
Und hörtest schwelend du in ernsten Chören
Die Winde harfen durch die schwarzen Föhren?
Und trieb's dich nicht in tiefgeheimem Regen,
Auf Laub und Stämme leis die Hand zu legen,
Als müßtest du in zitterndem Berühren
Des großen All' verborg'nen Herzschlag spüren?
Und stand'st du bebend vor den ew'gen Pforten,
Und deine Seele rang umsonst nach Worten . . . ?

Lute v. Strauss-Torney.

Im Gemüsegarten. Ein Bauerngärtlein, noch nicht lange angelegt, über den Lattenzaun neigen sich frisch gespülte Fruchtbäumchen. Die frönen Nachtfroste sind vorüber, langeres Warten führt zu nichts. Zuerst wird umgewohnt, dann fährt der Rechen hin und her, die Beete werden abgehärrt und die Steige nach der gepflanzten Schurz getreten. Und jetzt kommt das Auspflanzen beginnen. Was man so im Hause braucht: Salat, Kohlrabi, Sellerie, vielleicht auch noch Blätterkohl. Die Bauerin kniet auf einem Brett, um nicht die lockere Erde zu verdrücken, die Rechte hält den hölzernen Stecher, die Linke drückt das Blättchen in das Loch. Und so geht es Zeile für Zeile; nichts Angenehmes für ein älteres Leut', jetzt am Nachmittage, wenn man den ganzen Tag auf den Beinen und an der Arbeit gewesen. Jeder Sesselung muß vor dem Abend noch begossen werden. Die Arbeit wird vom Bauerlein zufallen. Also bünden und wieder bünden! Aber da mögt auch das jämmerste Gesicht nichts. Was sein muß, muß sein! Alsdann, her mit der Peitsche und noch einmal frisch gehopft, damit man wenigstens etwas hat bei dem „Geburt“!

Die Laubengärtner. Mitten hindurch schmiedet die Bacha, welche aus dem großen Steinbogen, der Weltstadt, hinausführt in's Freie. Angelehnt an die leichten hohen Dächer ducken die ersten kleinen Breitverbuden ins — wie winzige Böerze, die bei Niesen Schnäuzen. Dann dehnt sich's zu beiden Seiten des Bahndamms wie eine neue, kleine Stadt, mit häuslichen, einfachen Gassen. Unzählige Lauben, theils offen, theils geschlossen, liegen zerstreut auf ausgedehntem Feld. Zu jeder Laube gehört ein Stückchen Gartenland, wenige Quadratmeter.

Hier ist die Sommersaison arbeitender Großstadtmenschen. Und ob sie verdammte sind, in dünnen Gabruten schlafen, in engen und dunklen Hörschläuchen haujen zu müssen — Mutter Erde läßt ihre Kinder nicht los. Langende knüpfen hier von neuem das zerrissene Band. Was braucht's denn, um ein paar Gewächse für den Kindergarten, ein paar Blümlein allemal noch zu pflanzen und zu pflegen? Erziehung ist's nach der Zeit des Arbeitstages und eine gesunde und billige Sonntagsfreude dazu. Man hat doch freien Raum über sich.

Der Samstag noch ist's die und ironig aus auf diesem Breiterfeld. Erprobten haben alles Leben. Als der Herbst die hohen, sglazten Siegel der Sonnenblumen brach, als er das letzte Zeichen einer gebesseren, besseren Frühjahr, die blühenden Georginen, mit rauher Zunge zerstörte, so zog sich mißmutig auch das Volk der Laubentreibmänner in seine weiteren Elternheimungen zurück. Der Sonntag lohnt nicht mehr hinzu. Und trug es einer und sperrte er nun ein in das niedrige Breitverbuden, um durch die klude Schreie des kleinen Kindes den berüchtigten Spiel der Drachen zu ziehen, der Herbst trieb ihn bald wieder heim. Durch alle Räume saudie er und durch das gelöste Dorf klich der grone Bollenkarren die Drachen fallen. Da blieb ja keine Kraft aus dem Raum übrig.

Ich bin die Baumel! Was giebt's hier für Bäume! Kieferne, kaum zwei Staub hoh und mannsgröße Steigerkiefer. Selten eine grüne Kiefe, öfter Rüben-erapenpflanzen — dünn und bunt. Häufig gleichmäßig geschnittenen Stämmen aus weitem Holz hier, roh besätes Knoblauch dort. Grün und fein in allen Abstufungen und Ausprägungen.

Der Herbst rezipierte die Gruppen müti. Er lag hier einen Spalt aus und legte bei den ganzen Bäumen. Seine grünenden Blätter lieferen alle

* „Das Balladen und Lieber“ von Lute v. Strauss-Torney. Preis 1,20.

roßigen Nägele; einzelne Bretter wanderten ein Stückchen mit und ganze Dächer hoben sich ab und fielen krachend neben die Hütten.

Es war ein wehmüthiges Bild.

Dann kam der Winter und goß graues, gleichförmiges Licht darüber hin. Er verdeckte mit weißem Tuch das Brüdige und Dunkle. Und als Schmuck hing er blinkende Eiszapfen an Dächer, Gesimse und Bäume.

Nun ist der Frühling am Auskehren. Den Winterschmuck zerblies er spielend, — und von dem, was Herbst und Winter am rechten Ort gelassen, nahm er gleich noch Einiges mit. Er tränkte die sandige Erde mit Regengüssen und spülte manche Laube aus.

Früher noch wurde das Bild, als es vorher gewesen. Finster und hoffnunglos. Windschief fast die ganze Laubengärtnerstadt. Trümmer, Verwüstung, Unordnung überall. Und dazu an der Fahnenstange ein zerrissener, farbloser Faden, wenn nicht gar der Fahnenträger selbst geknickt am Boden lag.

Aber eines Sonntags, wenn der Benz die heitere Stimmung seines Temperaments herausfahrt, dann wandelt sich das Bild. Dann ziehen sie heran mit Spaten, Hammer und Hacke; die Männer, Frauen und Kinder der Arbeit. Da fällt wohl manch' ein Seufzer beim Anblick des Schlachtfeldes. Aber was hilft das Zammern? Gib' den Hammer her, Liese!

Die Sonne steigt; schon wärmt sie den Rücken. Mutter scheuert und wischt in der Laube; Fenster und Thür siehen sperrangelweit auf. Vater sitzt auf dem Dach und bringt ein paar Dreizöllige durch die Bretter. Karl, der Junge, hantirt natürlich mit dem Spaten, der größer ist als er selber. Fünf Schaufeln hat er schon herum. Und Liese harkt eifrig den Weg, damit die Sache wieder ein Ansehen kriegt.

Allmälig macht sich's. Es kommt wieder Richtung und Ordnung in das Reich großstädtischer Sommerfrische. Die eingehunkenen, auseinander getretenen Beete losfern und heben sich. Karl hat seinen Spaten dem Vater abgeben müssen; so „Kinder's“ besser. Die Kinder trudeln sich jauchzend am Bahndamm herum. In den Laubentänden glänzen neue Beete, weiße Pfähle und Latten im Zaune.

Am nächsten Sonntag rückt der grüne Farbenkorb heran; Alles wird „auf Neu“ gestrichen. Das Pflanzen und Säen ist bald gethan; nicht lange und man hat seine Freude an den Blümchen, frischen Hähnchen und Knospen.

Lichter wird das Bild, bunter von Sonntag zu Sonntag. Das ist ein bewegtes Leben nun, Feiertage namentlich sind's für die Kinder. Das wimmelt, jaudzt und singt! Mutter trägt den Kaffee in der Laube auf, Vater unterhält sich mit dem Nachbar über die Ernteaussichten. Und finden sich Drei, giebt's einen Staf. Eine Regelbahn ist auch da.

Die letzten Spuren der Verrichtung sind getilgt. Stolz zeigt der kleine, neue Wimpel am Mast empor, der vor keiner Laube fehlen darf. Meist ist das zähneähnliche Roth — mit weißen Streifen oder Sternen. Denn das pure Roth erlaubt die Polizei nicht — tp.

Die Fleischköpfe von Egypten. Die Sehnsucht nach den Fleischköpfen von Egypten, die nach der Bibel die Juden empfunden haben sollen, als es ihnen nach dem Auszug aus dem Rillande in der Wüste nicht sonderlich glänzend erging, ist sprichwörtlich geworden. Allzuviel Fleisch wird in den Köpfen der Durchschnitts-Egyptier nicht gewesen sein. Wenn wir Plinius in der Naturgeschichte glauben dürfen, so wären die Egyptier sogar ein Volk von Vegetariern gewesen; er schreibt nämlich beiläufig einmal über sie: „Ganze Völker leben von Gemüsen, wie die Egyptier.“ Das werden sie denn freilich mehr der Zech gehorchend, als dem eigenen Triebe, gethan haben. Thatjählich ist nun an der Stelle im 4. Buch Moses, wo der Sehnsucht der hungrigen Juden nach den Gemüsen von Egypten gedacht wird, außer von den Zypären, „die wir in Egypten umsonst aßen“, nur von Gemüsepflanzen die Rede, nämlich von „Kürbis, Rüben, Zucchini, Zwiebeln und Knoblauch“. Der Kürbis und die Rüben sind ein Übersetzungsfehler Antiker's; in Wirklichkeit handelt es sich um zwei verschiedene Sorten von Melonen, die im alten Egypten sehr viel gegessen wurden. Noch beliebter aber waren die Zwiebeln und der Knoblauch. So beliebt, daß nach Plinius die Egyptier „Knoblauch und Zwiebeln bei Ewigkeiten den Göttern gleichsetzten“. Beide, zumal aber der Knoblauch, bildeten ein Hauptnahrungsmittel am Nil, und nicht allein da, sondern auch bei den Völkern des klassischen Alterthums. Die Zwiebeln und das südländliche Proletariat lebten, vom Knoblauch abgezogen, fast ausschließlich von Knoblauch,

desgleichen Seeleute und Soldaten. Er galt für gesund, außerdem als Heilmittel für allerhand Krankheiten, z. B. bei Zahnschmerzen. Welche Bedeutung er bei den Egyptern als Volksnahrungsmittel hatte, erhellt auch aus einer merkwürdigen Stelle Herodot's. Da erzählt er, daß an der Chephare eine Inschrift angebracht sei, wonach bei ihrem Bau beschäftigten Arbeiter im Ganzen 1600 Talente (circa M 7 000 000) Knoblauchzwiebeln und Zwiebeln verzehrt hätten. Mag da ein wenig mit dem langen Messer aufgeschnitten so ist doch sicher, daß die drei genannten Gewächthalbsäcklich im egyptischen Wirtschaftsleben hochwichtige Rolle spielten. Was speziell den Nettich angeht, so schreibt Plinius: „In Egypten wird Nettich sehr geschätzt, weil man aus dem Samen reichliches Öl zieht. Wenn es irgend die Umstände gestatten, so säen die Egypter lieber Nettich, andere Früchte, denn sie ziehen davon mehr Gewinn als vom Getreide und entrichten weniger Abgaben.“ Plinius selber schätzt den Nettich als Egypten nicht sonderlich hoch. Er erscheint dem vornehmsten Naturforscher wegen seiner „erstaunlichen Fähigkeit, Blüten zu bewirken“, als eine „unnoble Spezies“ zumal wenn man demnächst Gemüse ist; wenn man aber zusammen mit reifen Oliven zu sich nimmt, so wird das Aufstoßen seltener und weniger stinken. Generaristische Widerwillen gegen den Nettich darf aber nicht als typisch für die klassischen Völker des Alterthums gelten. Plinius selber erzählt, Apollontempel zu Delphi sei der Nettich dadurch anderen Speisen vorangestellt, daß er als Geschenk aus Gold dargestellt sei, dagegen die Brot aus Silber und die Rübe aus Blei. Mit der Haargordung ist Plinius garnicht einverstanden. Lebend aber erwähnt er die deutsche Nettichzucht, den Germanen erreiche der Nettich die Größe kleiner Knabenzöpfen. Sie haben ihn jedenfalls zuerst zum Brot geschätzt. Eine andere Frage freilich, ob die Fleischköpfe von Egypten, wenn es Nettich fast nichts als Zwiebeln und Knoblauch darin war, ihnen als Gipfel irdischer Glückseligkeit schienen wären.

Stellvorrichtung für Kissen in Krankenbetten. Im Krankenzimmer ist es sehr oft erwünscht, die Lider des Kranken im Bett durch mehr oder minder gezielte Schräglagestellung des Kopfkissens in gewissen Grenzen zu verändern; dieses ist namentlich dann erwünscht, wenn der Kranken Nachtruhe zu sich nehmen soll, wenn er lesen will. Gewiß kann man sich durch Unterlegen mehrerer Kopfkissen usw. helfen, aber dieser doch, besonders bei Kranken mit großem Kopfgewicht, sehr unständlich und schwer durchführbar. Endlich sind auch derartige Hilfsmittel bei sehr erkrankten Personen nicht gut anwendbar. Da kann nun jetzt eine recht zweckmäßig gebaute Stellvorrichtung, die für jedes Bett benutzt werden kann, gebaut, welche die Möglichkeit gewährt, den Oberkörper des Kranken in ganz kurzer Zeit in jede wünschliche Lage zu bringen. Damit diese Veränderung der Lage des Patienten im Bett auch von schwachen Personen durchgeführt werden kann, ist die Vorrichtung mit einer kleinen Kurveleinrichtung gerüstet. Dreht man die Kurve in der erforderlichen Weise, so bewirkt man ruhig und ohne Stöße das und Niederlegen des Kopfkissens, so daß also der Kranken weder Schmerzen bereitet, noch Anstrengung zugemuthet werden. Durch eine kleine Feder kann die Vorrichtung in jeder gewünschten Lage gestellt. Da es aber noch andere Vorrichtungen gibt, die demselben Zweck dienen sollen, so sei bemerkt, sich die hier in Frage stehende Kissenstellvorrichtung dadurch vor anderen Konstruktionen vortheilhaft zu zeichnen, daß sie ohne Zahnschnitte gearbeitet ist, diese das genaue Einstellen der Stützen verlängern den Kranken ruhig heben; werden derartige Stützen nicht sorgfältig in die Zahnschnitte eingesetzt, so es vorkommen, daß die Schräglagestellung bei Bewegung des Kranken zurückfällt. Die neue Stellvorrichtung für Kissen in Krankenbetten weist also deren Leibesstände nicht auf; sie ist vielmehr in der Habung so leicht, daß sogar ein Kind damit die des Oberkörpers eines Kranken ohne Anstrengung verändern vermag.

Alle für die Redaktion der „Neuen Westen“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten

Hierzu eine Anzeigen-Seite.